

ISABEL CAÑAS
DIE HAZIENDA

Aus dem Amerikanischen von Alexander Amberg

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Hacienda*
erschien 2022 im Verlag Berkley.
Copyright © 2022 by Isabel Cañas

1. Auflage Mai 2024
Copyright © dieser Ausgabe 2024 by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Titelbild: César Pardo
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-118-9
eBook 978-3-98676-119-6



**Für meine Mutter,
die mir als Erste die Freiheit gab, zu schreiben.
Und für meinen Ehemann,
der mir den Mut gibt, nie aufzuhören.**



1

Andrés

Hazienda San Isidro
November 1823

Sanft geschwungen erstreckte sich der südliche Horizont in einer ununterbrochenen Linie, nicht einmal gestört durch den Pulk Pferde, die in der Ferne die Köpfe hochwarfen. Auf der Straße herrschte gähnende Leere.

Die Kutsche war verschwunden.

Ich stand mit dem Rücken zum Tor der Hazienda San Isidro. Hinter mir ragten hohe, weiß verputzte Wände wie die Knochen eines längst verstorbenen Tiers aus der dunklen, rissigen Erde. Jenseits der Mauern, jenseits des Haupthauses und der frisch ausgehobenen Gräber hinter der Kapelle, gingen die Tlachiqueros mit ihren Macheten auf die stacheligen Maguey-Felder. Als ich als Junge durch die Felder gestreift war, hatte ich gelernt, dass Agavenfleisch nicht so leicht nachgibt wie menschliche Haut. Die Tlachiqueros hoben ihre Macheten und schlugen zu, wieder und wieder, jeder dumpfe Schlag suchte nach dem

süßen Saft des Herzens. Jeder Mann wurde immer vertrauter damit, wie das Fleisch unter dem Metall nachgab, immer vertrauter mit dem Ernten der Herzen.

Von den düsteren Hügeln wehte eine Brise ins Tal, die trockene Kälte brannte auf den Wangen und trieb mir Tränen in die Augen. Es war Zeit, umzukehren. Zu meinem Leben, wie es war, zurückzukehren. Doch bei dem Gedanken, mich umzudrehen und allein zu den schweren Holztüren von San Isidro aufzublicken, wurden meine Handflächen schweißnass.

Es gab einen Grund, warum ich einmal fest entschlossen San Isidros Schwelle überschritten hatte, einen Grund, warum ich wie ein unbesonnener junger Mann aus Geschichten über Reisen ins Schattenreich durch San Isidros Tore gegangen war.

Diesen Grund gab es nicht mehr.

Und immer noch stand ich mitten auf der unbefestigten Straße, die von San Isidro wegführte, weg von Apan, den Blick auf den Horizont gerichtet, mit der Inbrunst eines Sünders vor seiner Heiligen. Als ob allein die Kraft meiner Trauer den Willen Gottes überwinden und diese Kutsche hätte zurückbringen können. *Gib mir die Frau zurück, die mir genommen wurde!* Der Widerhall der sich entfernenden Hufschläge und die Staubwolken, die sie hinterließen, kräuselten sich wie Kopal-Weihrauch in der Luft, verhöhnten mich.

Es heißt, das Menschenleben sei leer ohne die Liebe Gottes. Es heißt, dass der Schmerz der Wunden, die die Einsamkeit schlägt, durch Gehorsam ihm gegenüber gelindert werde. Denn indem wir Gott dienen, begegnen wir vollkommener Liebe und werden geheilt.

Aber wenn Gott der Vater, der Sohn und der Heilige

Geist ist, drei in einem in der Dreifaltigkeit, dann weiß Gott nichts von Einsamkeit.

Gott weiß nicht, wie es ist, mit dem Rücken zu einem grauen Morgen zu stehen oder im Staub auf die Knie zu sinken. Er weiß nicht, wie schwer es auf den Schultern lastet, wenn man einst wusste, was es bedeutet, *nicht* allein zu sein, und er kennt nicht das Gefühl der Leere in seiner Brust.

Gott hat keine Ahnung von Einsamkeit, denn Gott hat noch nie eine Gefährtin gehabt wie wir Sterblichen. Er weiß nicht, wie es ist, sich in völliger Finsternis aneinanderzuklammern, einander zu vertrauen, selbst wenn einem der Atem des Teufels heiß in den Nacken bläst.

Als ich niederkniete, bohrten sich mir spitze Kieselsteine durch meine abgenutzte Hose in die Kniescheiben, mein Atem ging schwer, ich war zu erschöpft, um zu schluchzen. Ich wusste, was die Agaven empfanden. Ich kannte das Herabsausen der Machete, wusste, wie meine Brust unter ihrem Hieb nachgab. Ich wusste, wie es sich anfühlte, wenn einem das Herz geerntet wurde und sich der Zuckersaft der Agave in feuchten Spuren meine ausgehöhlte Brust hinabschlängelte. Meine Wunden waren sündhafte Stigmata, die in der Sonne zuckten und schwärzten.

Gott hat keine Ahnung vom Alleinsein.

Alleinsein heißt im Staub zu knien und auf einen leeren Horizont zu blicken.

Am Ende waren es nicht die tintenschwarzen Schatten und das hallende, misstönende Gelächter San Isidros, die mich brachen. Es war nicht die Angst, die mir die Brust aufschlitzte.

Sondern die Tatsache, dass ich sie verlor.



2

Beatriz

September 1823
Zwei Monate zuvor

Die Wagentür knarrte, als Rodolfo sie öffnete. Ich blinzelte, um mich an das Licht zu gewöhnen, das mir über die Röcke und ins Gesicht fiel, und ergriff, so anmutig ich konnte, die Hand, die Rodolfo mir reichte. Nachdem ich stundenlang auf holprigen Landstraßen in der Kutsche eingesperrt gewesen war, hätte ich mir am liebsten mit Zähnen und Klauen einen Weg aus diesem stickigen Kasten gebahnt, um endlich frische Luft einzuatmen. Doch ich hielt mich zurück. Ich kannte meine Rolle als zarte, fügsame Ehefrau. Diese Rolle hatte mich bereits aus der Hauptstadt ins Tal von Apan katapultiert, weit weg von den Qualen im Haus meines Onkels.

Sie hatte mich hierhergeführt, und nun stand ich vor einem hohen, dunklen Holztor, das tief in die weiß getünchten Mauern eingelassen war, und kniff unter dem blendend azurblauen Septemberhimmel die Augen

zusammen, die breiten Schultern und ruhigen Hände von Don Rodolfo Eligio Solórzano an meiner Seite.

Im Sonnenschein glänzten seine losen Locken bronzefarben, und seine Augen waren fast so hell wie der Himmel. »Das ist San Isidro«, sagte er.

Die Hazienda San Isidro. Ich ließ meinen Blick über das schwere Tor gleiten, die schmiedeeisernen Beschläge, die hohen, dunklen Zacken vorn auf den Mauern, die welkenden Bougainvilleen, die sich hindurchwanden, Blüten und Dornen gleichermaßen farblos, sterbend.

Es war nicht ganz, was ich erwartet hatte, immerhin war ich in den grünen, üppigen Gärten einer Hazienda in Cuernavaca aufgewachsen. Aber es war meine neue Eroberung. Meine Rettung.

Sie gehörte mir.

Ich lernte Rodolfo auf einem Ball zur Feier der Gründung der Republik kennen. Beim Tanzen erzählte er mir, dass seine Familie seit nahezu 200 Jahren eine Hazienda besitze, auf der Pulque hergestellt werde.

Ah, dachte ich mir und beobachtete, wie die Schatten des kerzenbeleuchteten Ballsaals auf den scharfen Kanten seines glatt rasierten Gesichts spielten. So konnte deine Familie also ihr Geld den gesamten Krieg hindurch behalten. Ganze Branchen steigen auf und gehen unter, die Menschen legen alles in Schutt und Asche und schlachten sich gegenseitig für Kaiser oder Republiken ab, aber Alkohol trinken sie immer.

Wir tanzten die nächste Runde und die nächste. Dabei sah er mich so intensiv an, dass ich wusste, dies war von unschätzbarem Wert.

»Erzählen Sie mir von Ihrer Hazienda«, sagte ich.

Es sei ein großes Haus, erwiderte er, das sich über den niedrigen Hügeln nördlich von Apan erstrecke. Von dort aus überblicke man die dornigen Maguey-Felder. Generationen seiner Familie hätten schon vor dem Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien dort gelebt, Agaven angebaut und Pulque, das saure Bier, das man daraus gewann, hergestellt und damit die stets durstigen Märkte der Hauptstadt beliefert. Es gebe Gärten voller Papageienblumen, es wimmele von Schwalben, sagte er, und in den geräumigen Küchen herrsche reger Betrieb, um all die Tlachiqueros, die Bediensteten und die Familie zu ernähren. Feiertage begehe man in einer Capilla auf dem Anwesen, einer Kapelle, die mit Heiligengemälden geschmückt sei und einem Altar, der im 17. Jahrhundert von einem Spross der Familie geschnitzt und von späteren, wohlhabenderen Generationen vergoldet worden sei.

»Vermissen Sie die Hazienda?«, fragte ich.

Er antwortete nicht, nicht direkt. Stattdessen schilderte er mir, wie die Sonne im Tal von Apan untergehe: zunächst prächtig golden, um sich zu Bernstein zu verdunkeln, und schließlich hole, als wäre eine Kerze erloschen, auf einen Schlag die Nacht die Sonne ein. Die Finsternis im Tal sei so tief, dass sie fast blau sei, und wenn Gewitter über die steilen Hügel ins Tal zögen, würden sich Blitze wie Quecksilber über die Maguey-Felder ergießen und die scharfen Spitzen der Pflanzen versilbern, dass sie aussähen wie kammbewehrte Konquistadorenhelme.

Die Hazienda wird mir gehören, dachte ich damals. Ein Geistesblitz, der mich mit dem starken, vertrauensvollen Arm eines Liebhabers in die nächsten Schritte des Tanzes trug.

Und mein wurde sie.

Zum ersten Mal seit März gehörte mir ein Haus.

Warum also fühlte ich mich nicht sicher, als sich das gewaltige Tor der Hazienda San Isidro mit einem Ächzen öffnete und Rodolfo und ich den ersten Hof des Anwesens betreten?

Ein kaum merkliches Beben, der Hauch eines Schmetterlingsflügels gaukelte in meinem Rachen, als ich die Hazienda betrachtete.

Ihre Gebäude waren gedrungen und plump, die unbeholfen gespreizten Gliedmaßen eines Tieres, erstarrt, noch ehe es ganz ausgewachsen gewesen war. Die Regenzeit ging zu Ende. Um diese Zeit im September hätte der Garten in herrlichen Grüntönen schimmern müssen. Doch was an spärlicher Vegetation im Außenhof wuchs, war so braun wie die Erde. Wilde Agaven waren wie Unkraut verstreut, hingen zu beiden Seiten einer grau gewordenen Kapelle – sie musste wohl einmal weiß gewesen sein – und übersäten den Rasen, der zum Haus hinaufführte. Verfaulende Papageienblumen drängten sich in vereinzelt Beeten, unterwürfig die Köpfe vor uns geneigt, während unsere Stiefel knirschend den Kiesweg entlanggingen. Innerhalb der Mauern von San Isidro kam einem die Luft schwerer vor, stickiger, als wäre ich in einen seltsamen Traum eingetreten, in dem es keine Geräusche gab, in dem der Stuck sogar den Gesang der Vögel verschluckte.

Außerhalb der Kapelle gelangten wir in einen Innenhof. Mit einer Handbewegung deutete Rodolfo auf zwei Reihen von Dienern, die in Habachtstellung vor ihren Quartieren und der Küche standen und darauf warteten, uns zu begrüßen. Ehe sie die Köpfe senkten, streiften mich ein Dutzend schwarz glänzende Augenpaare; kühl, abschätzend.

Nachdem Rodolfo mir erklärt hatte, dass die Tlachi-
queros noch bis Einbruch der Dunkelheit auf den Feldern
seien, stellte er mir die Leute vor: José Mendoza, einst rechte
Hand des entlassenen Vorarbeiters Esteban Villalobos,
hatte über ein Jahrzehnt lang die Bücher geführt. Er war
die oberste Autorität, wenn Rodolfo in der Hauptstadt
war. Mendoza nahm seinen vom Wetter reichlich mit-
genommenen Hut ab und hielt ihn sich vor die Brust. Seine
Hände waren knorrig vom Alter und von der Arbeit. Er sah
alt genug aus, um mein Großvater zu sein.

Ana Luisa, das Oberhaupt des Haushalts, war eine
Frau um die 50, ihr stahlgraues Haar streng in der Mitte
gescheitelt, die Zöpfe zu einem würdevollen Kranz fest um
den Kopf geschlungen. Ihre Tochter Paloma – Ana Luisas
Gegenstück mit rabenschwarzem Haar und etwas runde-
ren Wangen – stand neben ihr. Weitere Namen plätscher-
ten auf mich ein. Ich hörte sie, merkte mir jedoch keinen,
denn an einem Torbogen am gegenüberliegenden Eingang
zum Dienstbotenhof fiel mir eine Gestalt ins Auge.

Eine Frau kam auf uns zu, hochgewachsen wie ein
Soldat und mit einem ebensolchen Auftreten. Sie trug
einen ausgebleichten blauen Rock, der kurz genug war,
um schweißfleckige, lederne Reitstiefel zu enthüllen. Ein
breitkrepmpiger Hut hing ihr an einer Kordel über den
Rücken, doch ihrem Teint nach zu urteilen trug sie ihn
selten. Ihre Haut war bronzefarben und ihr Haar von gol-
denen Strähnen durchzogen, Zeugnis zahlloser Stunden
in der Sonne.

»Bleib aus der Sonne weg, sonst bekommst du nie einen
Ehemann ab«, hatte Tía Fernanda mir einmal höhnisch
zugeflüstert und in die Haut auf meinem Handrücken
gezwickt. Sie war meinem Vater nie begegnet, und meine

Mutter weigerte sich, Informationen darüber preiszugeben, wie gemischt seine Herkunft gewesen war – aber das war Tía Fernanda egal. Mein Haar und mein Gesicht lieferten ihr genug Munition, um mich für wenig begehrenswert zu halten. Darum hatte ich auf dem Ball, auf dem ich Rodolfo kennenlernte, auch nicht bei ihren cremeblassen Töchtern stehen dürfen.

Am Ende hatte Fernandas Verhalten dafür gesorgt, dass ich einen goldenen Ehemann bekam, ihre Töchter jedoch nicht. Das Schicksal hatte es nicht gut mit mir gemeint, aber manchmal wirkte sich seine Engherzigkeit auch zu meinen Gunsten aus.

Die Frau blieb direkt vor mir stehen. Sie hatte die gleichen hellen Augen wie Rodolfo, ihr Haar die gleiche Farbe, von der Sonne gebleicht, vom Wind zerzaust. Sie musterte mich rasch, ganz unverhohlen, von den polierten schwarzen Schuhen, die schnell Staub ansetzten, bis hin zu meinen Handschuhen und dem Hut.

»Du bist früh dran«, verkündete sie. »Ist das meine neue Schwester?«

Überrascht öffneten sich meine Lippen. *Wer?* Eine Schwester hatte Rodolfo nur einmal am Rande erwähnt. Sie hieß Juana. Er sagte, sie sei ein paar Jahre jünger als er, und er war 28 Jahre alt – ein Alter, das mich hatte vermuten lassen, dass sie verheiratet war. Nicht ein einziges Mal hatte er sie in einem Atemzug mit San Isidro erwähnt.

»Du wirkst nicht gerade erfreut«, sagte Juana, nachdem Rodolfo mich vorgestellt hatte. In ihrer Stimme schwang Belustigung mit. Es klang nicht warm. »Hat Rodolfo dich nicht vor mir gewarnt?« Ihre Lippen waren trocken und schmaler, als man es für attraktiv hielt. Sie verschwanden vollständig, wenn sie lächelte. Ihre Zähne waren fast zu

hell, gleichmäßig, elfenbeinfarben wie Klaviertasten. »Keine Angst, ich bleibe für mich. Ich werde noch nicht einmal im Weg sein – ich wohne nämlich dort drüben.« Sie reckte ihr spitzes Kinn über die Reihe der Bediensteten zu den niedrigen Gebäuden zwischen Haus und Kapelle.

Sie wohnte nicht im Haus der Familie?

»Wieso?«, platzte es aus mir heraus.

Juanas Gesicht veränderte sich, wurde ruhiger. »Um diese Jahreszeit ist es im Haus furchtbar zugig«, sagte sie leichthin. »Nicht wahr, Rodolfo?«

Rodolfos Gesicht wirkte etwas angespannt, während er zustimmte und ihr Lächeln erwiderte. Sie war ihm peinlich, wie mir mit einem Mal klar wurde. Warum? Sie war zwar ungewöhnlich, hatte aber eine Offenheit an sich, die mich an Papás geradlinige Art erinnerte. Eine einfache, ungezwungene Autorität, die die Aufmerksamkeit aller Diener auf sie lenkte.

Ich konnte beinahe spüren, wie sich die Luft um mich herum verlagerte, hin zu ihr und ihrer unbestreitbaren Anziehung. Rodolfo war nicht der Herr dieses Hauses.

Das war Juana.

Eine Angst, die mir den Atem nahm, machte sich in meiner Brust breit. Als Reaktion darauf änderte ich meine Haltung, zog meine Schultern nach hinten, wie es mein Vater immer getan hatte. Es gab nichts, wovor ich Angst haben musste. Diese Hazienda gehörte mir. Ich hatte ihren Patron geheiratet, und Juana hatte sich entschieden, unter dem Gesinde zu wohnen.

Ich sollte froh sein, dass Juana Rodolfo so in Verlegenheit brachte, dass er kaum von ihr sprach. Sie stellte keine Bedrohung für mich dar. Sollte sie doch in diesem mittleren Hof bleiben, in den Dienstbotenquartieren. Das

Haupthaus stand unter meiner Herrschaft. Dort hatte ich das Sagen.

Diese Gedanken beruhigten das flaue Gefühl in meinem Magen, während wir noch einen Moment länger mit Juana plauderten, dann das Gesinde seiner Arbeit überließen und durch den Torbogen in den innersten Hof gingen.

Rodolfo hatte mich zweimal gefragt, ob ich nicht in der Hauptstadt bleiben wollte, in der alten Barockwohnung seiner Familie, aber ich hatte abgelehnt. Ich wollte das Haus. Ich wollte Mamá von Tía Fernanda weglotsen, sie hierherbringen und es ihr zeigen. Ich wollte Mamá beweisen, dass es *richtig* gewesen war, Rodolfo zu heiraten. Dass meine Entscheidung uns eine Tür in ein neues Leben öffnen würde.

Und als ich nun endlich vor dem Haus stand, das schiefe, lückenhafte Dach, die dunklen Fenster und die vom Alter verwitterten, weiß verputzten Wände sah, überkam mich ein düsteres Gefühl.

Lauf weg!

Mein Rücken versteifte sich. Am liebsten wäre ich aus dem Hof gestürzt, als hätte ich mich verbrannt.

Aber ich ließ mich nicht beirren. Ich umklammerte Rodolfos Hand fester und vertrieb das Gefühl. Es war dumm. Ich war überrascht wegen Juana, aber das war kein Grund zur Flucht. Zumal so viel auf dem Spiel stand.

Und ich noch nicht mal einen Ort zum Weglaufen hatte.

Kein Lüftchen regte sich, alles war still, unsere Schritte das einzige Geräusch, als wir eine Reihe niedriger, breiter Stufen erreichten, die zur Haustür führten. Ich setzte den Fuß auf die erste Stufe und erstarrte, um Atem ringend.

Eine tote Ratte lag, alle viere von sich gestreckt, quer über der dritten Stufe, den Kopf in unnatürlichem Winkel nach

hinten geneigt. Zwischen vergilbten Zähnen ragte die steife Zunge hervor. Vielleicht war sie vom Dach gefallen, aber ihr Schädel war aufgeplatzt, als hätte jemand sie mit unfassbarer Wucht aus großer Höhe herabgeschleudert. Glänzende Hirnmasse hatte sich über die Steinstufe ergossen, ein Durcheinander aus verwesendem Rosa, bedeckt mit kriechenden Kriebelmücken.

Überrascht stieß Rodolfo einen leisen Schrei aus und riss mich von der Treppe zurück.

Juanas helles Lachen hallte über unsere Köpfe hinweg. Sie war direkt hinter uns, dann auf einmal an meiner Seite.

»Oh, die Katzen hier schlagen manchmal ein bisschen über die Stränge«, meinte sie unbekümmert, als lieferte sie eine Erklärung wegen eines peinlichen Neffen. »Du hast doch nichts gegen Katzen?«



3

Der Rundgang, den Rodolfo durch das Haupthaus veranstaltete, war kurz. Die Haushälterin Ana Luisa werde mir später am Tag eine ausführlichere Einführung in die inneren Abläufe geben, sagte er. Obwohl er seine Kindheit in diesem Haus verbracht und viele schöne Erinnerungen daran hatte, war er während des Krieges doch zu oft weg gewesen, um es ebenso gut zu führen wie sie.

Die Wände des Hauses waren mächtig, verputzt und mit Kalk getüncht. Obwohl draußen hell die Sonne schien, waren die Hallen in kühle Schatten gehüllt. Das Gebäude war u-förmig um einen zentralen Innenhof angeordnet und nur in seinem mittleren, größten Teil zweigeschossig. Der Südflügel beherbergte die Küche und die Vorratsräume und war Ana Luisas Domäne. Am nördlichen Ende des Haupttrakts führte eine Treppe in ein Obergeschoss, das aus Schlafzimmern, den Gemächern des Patrons und mehreren leer stehenden Salons bestand.

Als Rodolfo und ich wieder nach unten kamen, bemerkte ich rechts vom Fuß der Treppe einen schmalen Durchgang. Die Tür war mit Brettern vernagelt, eine hastige Arbeit aus nicht zusammenpassendem Holz und rostigen Nägeln.

»Juana hat mir erzählt, dass der Nordflügel beschädigt ist«, sagte Rodolfo, als er bemerkte, wie ich innehielt und

meine Aufmerksamkeit auf die Tür gelenkt wurde. Er nahm mich sanft bei der Hand und führte mich weg. »Ein Erdbeben oder Wasser, ich kann mich nicht erinnern, was. Ich werde Mendoza mit der Reparatur beauftragen.«

Ich hob das Kinn, als wir ein formelles Esszimmer betraten. Mein Blick folgte den maurischen Fliesen, die Rodolfos Vorfahren von der Halbinsel importiert hatten, bis zu einer hohen Decke. Rings um den Saal verlief ein schmaler Sims, annähernd vier Meter über dem Boden.

Rodolfo folgte meinem Blick. »Wenn meine Eltern hier früher Gesellschaften gaben, trugen die Bediensteten Kandelaber dort hinauf. Es war hell wie in einem Opernhaus.« Sein Lächeln angesichts der Erinnerung schwand, ein Schatten huschte über sein Gesicht. »Geh niemals dort hinauf. Einmal ist ein Dienstmädchen von dort herabgestürzt.«

Seine Worte brachten einen schiefen Ton mit sich, sie klangen reserviert, ein wenig abweisend.

Ich zitterte. Im Gegensatz zu dem, was Juana gesagt hatte, war *zugig* nicht der Begriff, den ich gewählt hätte, um die Kälte im Haus zu beschreiben. Wie Klauen senkte sie sich in meine Knochen. Die abgestandene Luft schmeckte schal wie in einem unterirdischen Lagerraum. Am liebsten hätte ich alle Fensterläden aufgerissen, um frische Luft und Licht hereinzulassen.

Doch Rodolfo begleitete mich schnell weiter und schloss die Tür mit einem Klicken hinter sich.

»Heute Abend essen wir woanders, wo es behaglicher ist«, sagte er.

Morgen, versprach ich dem Raum. Morgen würde ich Licht in alle schattigen Ecken lassen und anordnen, dass man Farbe mischte, um den rußverschmutzten Putz zu reinigen.

Hinter der Tür erscholl Gelächter. Der Saal lachte mich aus.

Ich erstarrte. Rodolfo ging weiter; meine Hand entglitt ihm.

Hatte ich mich verhöhrt? Bildete ich mir alles bloß ein? Ich war mir sicher, dass ich ein leichtes, glucksendes Lachen gehört hatte, das durch die schwere Holztür drang, wie von einem boshaften Kind.

Dabei war der Saal leer. Ich wusste, dass der Saal hinter dieser Tür leer war. Ich hatte es doch soeben gesehen.

»Komm mit, Querida!« Rodolfos Lächeln war übertrieben, angespannt. »Es gibt noch viel zu sehen vor dem Abendessen.«

In der Tat. Gärten, Ställe, Dienstbotenunterkünfte, das Dorf, in dem die Tlachiqueros und Landarbeiter lebten, der Gemischtwarenladen, die Capilla ... San Isidro war eine Welt für sich.

Rodolfo überließ mich Ana Luisas Obhut, um den Rest des Hauses zu besichtigen, und prompt wünschte ich, er hätte es nicht getan. Sie war schroff und humorlos.

»Das ist der Grüne Salon.« Sie deutete auf einen Raum, betrat ihn allerdings nicht. Es gab einen einzigen Kamin, der rußverschmiert war. Die Wände waren weiß, die Dielen zerschrammt und abgenutzt.

»Er ist aber gar nicht grün.« Meine Stimme klang hohl in dem leeren Raum.

»Der Teppich war früher einmal grün«, war Ana Luisas einzige Antwort.

Das Haus war ebenso farblos wie ihre Stimme. Weiß, Braun, Schatten, Ruß – das war die drückende Atmosphäre von San Isidro. Als die Sonne unterging und Ana Luisa mich durch den Gesindehof und die schmucke

Kapelle geführt hatte, war ich erschöpft. Das Haus und die Außenanlagen waren in schlechtem Zustand, wenn nicht gar baufällig. Der Aufwand, der nötig war, um sie für Mamá vorzubereiten, jagte mir Angst ein. Aber als Ana Luisa und ich zum Haus zurückkehrten und ich es vom Hof aus auf mich wirken ließ, von der düsteren, dunklen Tür bis zu den gesprungenen Ziegeln auf dem Dach, konnte ich eine gewisse Aufregung nicht unterdrücken.

Dieses Haus gehörte *mir*. Hier war ich sicher.

Vor sieben Monaten fuhr ich mitten in der Nacht aus dem Bett. Ein lautes Pochen irgendwo im Haus und Geschrei von der Straße hatten mich geweckt. Das Herz schlug mir bis zum Hals, ich wankte in den dunklen Flur, packte mit klammen Händen die Klinke der Wohnzimmertür und stolperte über den Teppich. Licht und Schatten tanzten spöttisch über zierliche Sessel und erlesene Tapeten, über Papás abgenutzte Karte seiner Schlachten, die gegenüber den Fenstern der ersten Etage an die Wand geheftet war.

Ich stürzte ans Fenster. Die Straße unten war von Flammen erfüllt. Dutzende Männer in Militäruniform schwenkten Fackeln und dunkle Musketen mit langen Bajonetten, deren Stahl im Feuerschein gierig grinste.

Einer der Männer hämmerte an die Tür, rief den Namen meines Vaters.

Wo war Papá? Bestimmt wusste er, was das zu bedeuten ...

Und dann öffnete Papá die Tür. Papá war mitten unter ihnen, das Haar zerzaust, einen Morgenmantel sorgfältig um seinen sehnigen Körper gewickelt. Er wirkte so müde, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Schwere Schatten betonten nur, wie hager sein Gesicht war.

Doch seine Augen brannten voller Hass, als er die Männer um sich herum wahrnahm. Er begann zu sprechen, aber selbst wenn ich mein Ohr ans Fenster gedrückt hätte, hätte ich ihn nicht hören können, nicht aus so großer Höhe, nicht über das tosende Geschrei hinweg. Ich war wie gelähmt, als die Männer Papá an den Oberarmen packten und ihn vom Haus weg auf die Straße zerrten. Er schien so schwach, so zerbrechlich ...

Verräter! Ein einziges Wort übertönte den Lärm. *Verräter!*

Dann waren sie auch schon weg.

Nur eine Handvoll Männer blieb zurück, ihre Gesichter in Schatten gehüllt, als sie mit den Kolben ihrer Musketen die Scheiben unten einschlugen. Glas splitterte. Sie schleuderten eine leuchtende Flüssigkeit und Fackeln durch die gezackten Scherben zerbrochener Fenster. Die Männer verschwanden in der Nacht. Ich vermochte mich nicht zu rühren, noch nicht einmal als der Geruch nach brennendem Holz in den Raum stieg und die Bodendielen unter meinen Knien warm wurden.

Papá war kein Verräter. Obwohl der Mann, der Kaiser wurde, und Papá den Krieg auf unterschiedlichen Seiten begonnen hatten – Papá aufseiten der Aufständischen und Agustín de Iturbide auf der Seite der Spanier –, arbeiteten sie am Ende Seite an Seite. Papá kämpfte für die Unabhängigkeit. Für Mexiko. Jede Schlacht, die er und ich mit roter Tinte auf seiner Karte markierten, galt Mexiko, jede ...

Der gellende Schrei meiner Mutter ging mir durch Mark und Bein. Ich fuhr vom Fenster zurück, blieb mit dem Absatz an einem Stuhlbein hängen und schlug der Länge nach auf den Teppich. Die Hitze brannte mir in

der Lunge; die Luft waberte. Rauch stieg in zarten Säulen durch die Dielen, während ich mich auf alle viere hochstemmte.

Die Karte! Mit einem Ruck kam ich hoch, taumelte zur Wand und griff nach den Nadeln, an denen sie hing. Mir entfuhr ein Zischen, als ich mir die Fingerspitzen verbrannte.

»Beatriz!«

Ich riss die Karte herunter und faltete sie mit bebenden Händen zusammen, während ich auf die Stimme meiner Mutter zulief. Der Rauch brannte mir in den Augen. Meine Rippen krampften sich vor lauter Husten zusammen.

»Mamá!« Ich konnte nichts sehen, ich konnte nicht atmen, als ich die Treppe hinab zur Hintertür stolperte. Mamá packte mich und zerrte mich auf die Straße. Die Haut auf unseren Rücken warf Blasen und löste sich von der Hitze hinter uns. Wir husteten, barfuß, geschockt von der Kälte der Nacht.

Mamá ging in den Gesindetrakt, um das Hauspersonal zu wecken, fand die Betten jedoch kalt und leer vor. Hatten sie Bescheid gewusst? Hatten sie es gewusst und waren geflohen, um ihre Haut zu retten, ohne uns zu warnen?

Sie mussten es gewusst haben. Jemand musste ihnen gesagt haben, was wir erst im fahlen, schwachen Licht des nächsten Morgens erfuhren: dass Agustín de Iturbide, Kaiser von Mexiko, abgesetzt worden war. Verbannt. Auf einem Schiff nach Italien. Und seine Verbündeten? Selbst diejenigen, die Aufständische gewesen waren, wie Papá? Zusammengetrieben und exekutiert.

»In den Rücken geschossen wie Feiglinge, die sie ja waren. Das habe ich gehört«, sagte meine Cousine Josefa mit den wässrigen Augen über den Frühstückstisch, schelmisch ihre Hakennase entlang grinsend.

Da wir nirgendwo hinkonnten, brachte Mamá uns zu dem, was ihr in Mexiko noch an Familie geblieben war, zu den Einzigsten, die noch mit ihr redeten, nachdem sie Papá geheiratet hatte, einen Mann aus einer niedrigeren Kaste als sie: ins Haus von Sebastián Valenzuela, dem Sohn des Cousins ihres Vaters.

»Aber Tío Sebastián hasst uns«, jammerte ich, während wir fröstelnd dorthin unterwegs waren. Die Hitze des brennenden Hauses hatte uns in Schweiß gebadet, der nun abkühlte und in der Nacht eiskalt wurde.

Unter meinem Nachthemd zerknitterte Papás Karte. Ich hatte sie schützend zwischen Bizeps und Brustkorb geklemmt, während wir durch die dunklen, verwinkelten Gassen der Hauptstadt rannten. Wir umrundeten die hintere Ecke des Hauses meines Onkels und ließen uns auf die schmutzigen Stufen am Eingang zum Gesindetrakt sinken. Mamá sagte, sie könne weder ihren noch einem von Papás Freunden vertrauen. Nicht nach dem, was geschehen war. Wir mussten hierherkommen.

»Wir haben keine andere Wahl«, sagte sie.

Aber Sebastián hatte eine.

Seine Frau Fernanda machte das mehr als deutlich, als sie Mamá und mich aufnahm. Sie hätte uns auch vor der Haustür lassen können. Sie hätte uns abweisen können, und Sebastián hätte ihr Urteil nicht infrage gestellt.

Es stimmte, das wusste ich. Mein Onkel empfand keinerlei Liebe für uns, hatte es nie getan und nahm uns nur auf, weil er noch einen Funken kindlicher Loyalität für eine Cousine empfand, die schon vor langer Zeit von der Familie verstoßen worden war.

Er nahm uns auf. Aber beim Abendessen gleich an unserem ersten Tag in seinem Haus schwang er selbstgerechte

Reden darüber, dass mein Vater während des gesamten Krieges die falschen Entscheidungen getroffen habe, indem er zunächst sein ganzes Gewicht für die Aufständischen in die Waagschale geworfen hatte, dann indem er Kompromisse einging und ein Bündnis mit den monarchistischen Konservativen schloss.

Obwohl ich erschöpft und hungrig war, verschlug es mir den Appetit. Reglos starrte ich auf das Essen auf meinem Teller, das allmählich kalt wurde.

»Es ist eine Tragödie, aber es musste ja so kommen«, sinnierte Tío Sebastián feierlich. Seine überlangen grauen Koteletten bebten bei jedem gierigen Bissen, den er zu sich nahm.

In meiner Kehle stieg ein Gefühl hoch, ich wusste nicht, ob ich weinen oder mich übergeben sollte. Angesichts der Kränkung bekam ich feuerrote Wangen. Papá hatte sein Leben für die Unabhängigkeit riskiert, und ich hatte eine Karte, die das bewies. Seine Rivalen mussten ihn hintergangen und gelogen haben. Und er wurde umgebracht. Ich hob den Kopf, den Blick auf meinen Onkel gerichtet. Ich öffnete den Mund ...

Eine sachte Berührung am Ellenbogen.

Mamá! Nichts, was sie tat, war mehr als ein Murmeln, jede ihrer Bewegungen stets nur sanft und anmutig, aber ihre Botschaft war unmissverständlich: *Sag keinen Ton!*

Ich biss mir auf die Zunge, das Schweinefleisch auf meinem Teller verschwamm, als mir heiße Tränen in die Augen traten.

Sie hatte recht.

Sollte Tío Sebastián uns hinauswerfen, konnten Mamá und ich nirgendwo sonst hin. Die Erkenntnis war wie ein Schlag ins Gesicht: Niemand würde uns aufnehmen.

Unser Leben hing davon ab, dem Cousin meiner Mutter und seiner kleinkarierten Frau mit den Knopfaugen zu gefallen, die ihm Gift ins Ohr träufelte.

Ich zwang mir Essen in den Mund. Mein Hals war so trocken, dass der Bissen beinahe darin stecken blieb.

Als Mamá und ich uns in jener Nacht in dem einzigen schmalen Bett, das Tía Fernanda uns zur Verfügung stellte, Stirn an Stirn zusammenrollten, schluchzte ich, bis ich glaubte, die Rippen wollten mir brechen. Mamá strich mir das verschwitzte Haar aus der Stirn und küsste meine brennenden Wangen.

»Du musst stark sein«, sagte sie. »Wir müssen das mit Würde tragen.«

Mit Würde.

Mit *Stillschweigen* meinte sie.

Ich durfte den Besitz meines Vaters nicht erben. Ich durfte nicht arbeiten. Ich konnte nicht für Mamá sorgen, deren Gesicht immer blasser und schmaler wurde. Da ich mich auf die Barmherzigkeit meines Onkels und auf das geringe Wohlwollen meiner griesgrämigen Tante verlassen musste, hatte ich nichts. Ich trug die abgelegten Kleider meiner Cousinen, ich durfte weder studieren noch ausgehen, weil man fürchtete, meine Anwesenheit könne die Wertschätzung des Namens Valenzuela in den Augen der übrigen Criollos und Peninsulares mindern. Ich war ein Körper ohne Stimme, ein Schatten, der mit den Wänden eines überfüllten Hauses verschmolz.

Und dann begegnete ich Rodolfo.

Als er auf jenen Ball kam, um die Gründung der Republik zu feiern, als seine breiten Schultern den Türrahmen ausfüllten, breitete sich ein Gefühl des Friedens im Saal aus. Das Blatt wendete sich, das Stimmengewirr verstummte.

Er war solide. Zuverlässig. Er hatte eine gebieterische Stimme, satt und golden, sein bronzefarbenes Haar glänzte im Kerzenlicht. Er war geschmeidig und gefasst, mit der selbstbewussten, ruhigen Autorität eines Götzen in seinem Tempel.

Mir stockte der Atem. Nicht wegen seines lockeren, schiefen Lächelns oder der zurückhaltenden, fast schüchternen Art, mit der er auf mich zukam, um mich um einen Tanz zu bitten.

Nicht weil seine Jugend und sein Status als Witwer ihm bei Josefa und ihren kichernden Freundinnen einen romantischen, tragischen Ruf einbrachten. Sondern wegen der Stille, mit der der ganze Saal ihn beobachtete. Danach sehnte ich mich. Ich wollte einen ganzen Saal in der Hand haben, den Leuten sagen, sie sollten still sein.

Falls Rodolfo sich dessen bewusst war, dass er alle in seinen Bann zu schlagen vermochte, zeigte er es nicht. Natürlich nicht! Er war Soldat, ein Protegé von Guadalupe Victoria, einem der Generäle, die die Interimsregierung bildeten, die den Kaiser gestürzt hatte und an seine Stelle trat.

Am Ende unseres ersten Tanzes wurde mir klar, dass ein Politiker wie Rodolfo nicht lange über die Altlasten meines Vaters hinwegsehen würde. Falls es ihn nicht gleich abschrecken würde, wenn wir einander vorgestellt wurden und man ihm meinen Nachnamen nannte – Hernández Valenzuela, der zunächst die Familie meines Vaters bezeichnete und dann die meiner Mutter –, dann womöglich später.

Und mit 20 tickte die Uhr: Entweder heiratete ich bald, solange man mich noch für frisch, jungfräulich und begehrenswert hielt, oder gar nicht.

Als klar wurde, dass er von meinem Lachen angezogen wurde wie Bienen von Piloncillo-Sirup und von meinen Augen, den Augen meiner Mutter, so strahlend wie Chiapas-Jade, ergriff ich die Gelegenheit.

Als ich meiner Mutter offenbarte, dass ich Don Rodolfo Eligio Solórzano Ibarra heiraten würde, ließ sie ihre Stickerei ohne jede Anmut in den Schoß sinken, vor Überraschung blieb ihr der Mund offen stehen. Die Monate seit dem Tod meines Vaters hatten ihren Tribut gefordert: Ihre blasse Haut erinnerte nicht mehr an feines Porzellan, sondern an verblichenes, brüchiges Papier. Violette Schatten lasteten unter ihren Augen, die ihren Glanz verloren hatten. Ihre einst stolzen Wangen waren hohl, vor Erschöpfung eingefallen.

»Du ... *Solórzano*«, hauchte sie. »Er gehört zu Victorias Männern.«

Ich verschränkte die Arme vor der Brust. Ja, er diente einem der Führer der Partei, die sich gegen meinen Vater gewandt hatte.

»Wenn du dieses Haus verlassen und aufhören willst, Tía Fernandas Laken zu flicken, ist er die einzige Wahl«, fuhr ich sie an. »Begreifst du das nicht?« *Sieh dich doch um!*, hätte ich am liebsten geschrien. Mamá hatte aus Liebe geheiratet und alle Brücken hinter sich abgebrochen. Dieses Privileg hatte ich nicht. Ich konnte mir ihren Idealismus nicht leisten. Nicht als Rodolfo mir einen Antrag machte, nicht wenn ich die Chance hatte, uns aus Tía Fernandas Haus herauszuholen. Ich konnte uns ein würdiges Leben sichern. Rodolfos Name, sein Geld, sein Land – dies könnte uns Flügel verleihen.

Mamá machte den Mund wieder zu, senkte den Blick auf ihre Flickarbeit und sagte kein weiteres Wort zu mir.

Damals nicht, und auch nicht in den Wochen vor der Hochzeit.

Ich ignorierte ihre Abwesenheit bei der Trauung. Unter meiner Spitzenmantille hielt ich den Kopf hoch und achtete nicht auf das Getuschel von Rodolfos Familie über vergangene romantische Verstrickungen und mysteriöse Krankheiten, von denen Tía Fernanda sorgfältig jedem berichtet hatte, der bereit gewesen war zuzuhören. Ihre Lippen schmatzten wie Stiefel in tiefem Schlamm, ihr unüberhörbares Flüstern kratzte mir wie trockene, zu lange Fingernägel über den Nacken.

Ich habe gehört, dass seine erste Frau auf der Straße nach Apan von Wegelagerern ermordet wurde. Tatsächlich? Ich habe gehört, sie sei an Typhus gestorben. Ich habe gehört, sie wurde von Aufständischen entführt. Ich habe gehört, dass sie von der Köchin vergiftet wurde.

Rodolfo war meine Rettung. Ich packte ihn, wie eine Ertrinkende in einer Sturmflut ein Stück Treibholz packt. Er war solide. Dazu sein Name. Sein Titel. Seine Schultern, die sich in den blendenden Himmel Apans erhoben wie die Berge, die das Tal umgaben, und die schwieligen, rechtschaffenen Hände, die mich zum Tor von San Isidro führten.

Er war sicher. Er war der Richtige. Ich hatte die einzige Entscheidung getroffen, die mich garantiert von dem trostlosen Schicksal befreien würde, zu dem der Mord an meinem Vater uns verdammt hatte.

Ich betete nur, dass Mamá meine Entscheidung, ihn zu heiraten, eines Tages als das erkennen würde, was sie war: der Schlüssel zu einem neuen Leben.